

Nr. 226. Bromberg, den 1. Oktober 1930.

Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.

28. Fortsetzung.

Leonore Seidel war einst weit und breit um ihrer schönen Stimme willen bekannt gewesen. Die war wohl noch fein und herzlich geblieben, aber sie war gegenüber den Stimmen der starken Jugend wie ein sturmverwehtes silbernes Glöcklein. Dabei war Leonore noch immer der Meinung, sie allein halte den Chor auf dem Turm. Und auch der härteste Bursche wagte nicht den schönen Wahn der Alten zu zerstören. Noch letzte Weihnachten war sie die Treppe zum Turm auf allen Vieren hinaufgekrochen, hatte auf einmal mitten in der singenden Schar gestanden und mitgesungen. Dann, als das Lied zu Ende, hatte sie erklärt: „Ihr kommt nit nauf ohne mich." Keiner hatte gelacht. Die Dorfjugend, die sonst wahrhaftig nicht von Feinfühligkeit belastet ist, hatte das natürliche Taktgefühl, die Alte in die Mitte zu nehmen, damit sie der Winterwind nicht schädige, und ihr wohlzutun mit einem: „Komm, Norle, jetzt wird's gleich besser gehen."

Nun stand das Norle neben dem breiten Hohlöfner, zitterte vor Erregung am ganzen Leibe und sagte mit zuckenden Lippen: „Ich bin neugierig."

Da schallte es vom Turme hernieder: „O du fröhliche, o du selige."

Norles Erregung ward zum Schüttelfrost: „Sie kommen nit nauf, sie kommen nit nauf!"

Der Hohlöfner lachte. „Es geht nit ohne dich, Norle. Du mußt mit auf den Turm."

Und weinerlich klang es neben ihm: „Ich kann doch nit."

„Versuchen wir's halt zu zweien, wenn's allein nit geht", sprach der Hohlöfner, nahm das alte Weiblein ho hopp, auf den Arm und trug es der Kirche zu.

Sie war federleicht, aber sie wehrte ab: „Nit, Hohlöfner, nit. Ich bin zu schwer."

„Hast schon dein Gewicht", bestätigte der Mann lachend, „aber ich schaff's doch."

Schämig den Kopf an seiner Schulter bergend und sich dabei doch unendlich geborgen fühlend, sprach das alte Jüngferlein im Hinansteigen: „Aber an der letzten Stufe stellst du mich nieder. Wenn das die Leute sähen, tät ich mich ja zu Tode schämen."

„Freilich, freilich."

Der Bauer stand an der Türluke, die jungen Leute sangen eben: „Stille Nacht, heilige Nacht", da fiel hinter ihnen ein liebes, zartes Stimmchen ein, Burschen und Mädel sahen einander lächelnd an; der Kreis öffnete sich, windgeschützt stand das Norle in der Runde und sagte, als das Lied zu Ende war, selbstbewußt und vorwurfsvoll: „Ihr kommt ja nit nauf." Dabei strahlte ihr ganzes Gesicht vor Freude. Sie sang das sechzigste Mal in der Weihnachtsnacht vom Turm der Dorfkirche.

Rudolf und das Mariele aber leiteten sie, als Geläut und Gesang vorüber waren, die Treppe hinab. Zum Danke nahm Norle unter der Kirchentür des Marieles Hand. „Ich habe heute auf deine Stimme aufgepaßt, Mariele. Du hast den richtigen Ton. Wenn' ich einmal nit mehr bin, dann mußt du mein Amt übernehmen. Die anderen kommen ja nit nauf, und wem's der Herrgott gegeben hat, der muß das auch anwenden. Magst du auch so lange mitsingen wie ich."

Sie trippelte davon. Auf der Dorfstraße aber stand noch immer, breitbeinig und fest, der alte Hohlöfner. Norle ging auf ihn zu. „Hab schönen Dank, Hohlöfner, aber, gelt, du sagst keinem Menschen nix. Ich — tät mich schämen. Hast du mich auch herausgehört?"

„Aber freilich, Norle, gleich wie du anfingst zu singen, habe ich gedacht: Jetzt wird's richtig. Vorher hat mir was gefehlt."

„Gelt", zwitscherte es jubelnd neben ihm, „aber — still sein, nix sagen."

„Keinem Menschen, Norle. Gute Nacht."

Strahlenden Gesichts kehrte Heinrich Korn auf seinen Hof zurück.

Am anderen Tage führte er den Sohn durch die ganze Wirtschaft, als müsse er ihm in Stall, Scheune, Keller und Gewölbe zeigen, daß er gut hausgehalten. Der Worte, die fielen, waren nur wenige, aber es gingen starke, frohe Brücken von Herz zu Herz.

Und auf denen begegneten sich die zwei auch, als sie sich hernach am Tische gegenüber saßen. Da erzählte Rudolf von seiner Arbeit. Nur von ihr ohne alle Erwägungen über Stadt und Land. Und er erzählte von dem alten Herrn, der als Schlossergeselle in die Stadt gekommen war und heute zu den ersten Industriellen gehörte. Mit ihm verband den Sohn des Hohlöfners mehr als nur die Arbeit. Der kluge Mann, der die harten Notwendigkeiten des Lebens durchaus bejahte, hatte sich über Enttäuschungen und rosige Hoffnungen längst hinaus gekämpft. Ihn konnte nichts mehr enttäuschen, höchstens daß ihn Dankbarkeit noch überraschte. Er sprach dann und wann ein Wort mit Rudolf, aber er war vorsichtig, weil er wußte, daß er seinem Arbeiter durch persönliche wärmere Teilnahme eher Ungelegenheit als Gewinn gebracht hätte. Einmal hatte er gesagt: „Wenn Sie sich daran genügen lassen zu lernen und ganz langsam von unten her zu bauen, sich nicht auf den Weltverbesserer hinausspielen, dann sind Sie auf dem richtigen Wege, und wenn ich zwanzig Jahre jünger wäre, würde ich in dieselbe Kerbe schlagen. Auf dem Wege ist wirklich etwas anzufangen und zwar einzig auf dem Wege. Einander bei der Arbeit kennenlernen, im übrigen das Maul halten. Wenn es Reden und Bücher schafften, gäbe es schon lange keine Gegensätze mehr zwischen Stadt und Land."

„Rudolf", sagte der Vater ernst, „so redet auch Lehrer Siebert, aber damit ist halt auch noch nix getan. Wenn etwas herauskommen soll, dann muß man sich klar werden über das, was zu tun ist, und darüber wollen wir uns nix vormachen: Die Stadt nimmt uns die Leute weg, vollends gar diejenigen, die wir zur Arbeit im Stalle

brauchen. Ich bin dir gut dafür, daß, wenn ich einen Inspektor suche, sich hundert melden. Wenn ich aber eine Saumagd brauche, da kann ich den Hof verinserieren und kriege keine."

Rudolf lächelte. „Ganz so schlimm ist's nit, Vater, aber etwas Wahres ist schon zu dem, was du sagst. — Grete Frieders hat früher einem Verein junger Leute angehört, in dem es ganz vernünftig zugeht. Ich bin auch schon dreimal dort gewesen, und einmal sagte einer, es käme eine Zeit, in der die Leute ebenso aus der Stadt hinausziehen würden, wie sie jetzt hinein drängen. Vielleicht hat er recht. Ich glaub's nit, aber ich kann da halt noch nit viel mitreden. Was ich mir denken könnte, wäre, daß es unter den Bauern gang und gäbe würde, ein Jahr lang in die Stadt zu gehen. Nit mit vollem Geldbeutel, sondern als Arbeiter. Das dürfen aber nur Kerle sein, die ganz feste Bauern sind. Nit zu jung, sondern über die Zeit hinaus, in der sie den Schürzen nachlaufen. Und in der Stadt sollten vernünftige Herren solche Arbeiter, die das Herz auf dem richtigen Fleck haben und nit kommen, um den Bauern aus seinem Boden zu reißen, ein Jahr lang auf das Land gehen lassen, auch als Arbeiter. Es können von beiden Seiten her nur taktfeste Leute in Frage kommen und selbst dann wird's nit immer ganz glatt gehen. Das wäre, was ich weiß. Im übrigen soll man das Land nit zur Stadt und die Stadt nit zum Lande machen wollen. Wir haben gewonnen, wenn sie hüben und drüben begreifen, daß es nit gegeneinander, sondern nur miteinander geht. Heute redet jeder wie der Blinde von der Farbe."

Der alte Hohlöfner wiegte den Kopf hin und her. „Rudolf, ich weiß nit, ich weiß nit! Wäre es nit besser, es ginge jeder seinen Weg?"

„Das sollen sie, Vater, aber es soll eins den andern neben sich gehen lassen und nit tun, der eine, als wäre der Bauer ein Mistfink und der andere, als gäbe es in der Stadt bloß Faulenzer. — Laß, Vater, wir wollen aufhören. Brauchst keine Angst zu haben, daß, wenn ich wiederkomme, ich den Hof nit festhalte. Ich will ihn fester halten als früher."

Am Nachmittag nötigte der alte Hohlöfner seinen Sohn, mit ihm in das Wirtshaus zu gehen. Sie saßen in behaglicher Runde, die Schönbacher Männer, und drückten Rudolf herzlich die Hand.

Widuwilds Vater sah ihn von unten her an: „Bist du noch nit fertig mit der Schule?"

„Noch lange nit. Ich halte mein Jahr aus."

„Du bist ja wohl ganz und gar nit gescheit. Ich mache schon drei Kreuze, wenn ich aus dem Städle gehe. Eine Stadt hat mir gefallen, und das war Paris."

„Wirst viel davon gesehen haben", warf der alte Hohlofenbauer ein. Da erzählte Widuwilds Vater Kraut und Rüben durcheinander, setzte den Kölner Dom nach Paris und baute den Triumphbogen in Berlin auf, berichtete, daß er sich mit seinen Quartierleuten ausgezeichnet verstanden und daß ihm Mademoiselle Claire die Backen gestreichelt habe: Mon cochon, was soviel heiße, wie: Mein lieber Kleiner; denn er sei dazumal ein kleiner Kerl gewesen.

Die Reden gingen hin und her. Heinrich Korn hielt sich still, aber er beobachtete seinen Sohn noch schärfer, als ihn der Schmied beobachtete. Ehe sich Rudolf versah, war er in das Gespräch hineingerissen. Er war der alte geblieben in seiner Sachlichkeit, aber er war ein Neuer geworden in der Wärme und Lebendigkeit, mit der er seine Sache vertrat. Ohne auch nur im Geringsten ein Besserwisser zu sein, war er doch ein beredter Anwalt der entwurzelten Menschen, die so aus sich und dem Leben hinausgeworfen worden waren, daß sie sich selbst ein Nichts bedeuteten. Dabei beschönigte er nicht und machte nicht Gesindel zu harmlosen Kindern.

Mißtrauisch richtete sich manches Auge auf ihn, als er auch das Dorf und seine Leute unter die Lupe nahm. „Was wollen wir denn hören? Daß es uns schlecht geht, und daß es besser werden muß. Wer uns sagt, daß wir gute Leute sind, der ist uns recht. Wer aber einmal zwei Köpfe zusammenschlagen will: Vertragt euch! der ist uns schon nit willkommen. Muß das sein, daß Feindschaften zwanzig Jahre dauern, weil dem einen seine Hühner dem andern eine Haferecke abgefressen haben?"

Er legte seine Hände flach auf den Tisch. „Ihr werdet nit sagen können, daß das keine Arbeitshände wären. Eure sind auch nit viel besser, aber wenn sie euch rissig und blutig werden, dann könnt ihr doch sagen, ich habe für mich geschafft."

Der alte Großindustrielle Schmidt marschierte vor den Schönbacher Bauern auf, klein, grau, bedürfnislos, eisern und doch menschlich, und der Schuß im stillen Zimmer des Bankiers hallte in der Wirtsstube wieder.

Rudolf Korn verstummte oft und schlug die Augen nieder. Dann aber ging ihm das Herz doch wieder durch, und der Mund floß über. Und wie ein aus der Tiefe rauschender Quell brach die Heimatliebe heraus. „Leute, wenn ich in die Grube fuhr, und es wurde immer finsterer, dann dachte ich an den Anger. Hüben unsere Felder, drüben Nachbar Döring seine, und jeden Tag war die Saat ein Stück weiter. — Das brauche ich euch nit zu sagen, das wißt ihr selber."

„Erzähl nur weiter", drängte der Schmied. „Wir wissen's nit."

Und wieder begann er stockend: „Im Schmelzofen sind so und soviel hundert Grad Hitze . . ."

Beklommene Atemzüge in der Runde, aus tiefer Brust dann und wann ein: „Man soll den Leuten doch nit Unrecht tun."

Eine Frage: „Hast du denn denen da drin auch so von uns erzählt?"

„Ja, und nit einmal bloß."

„Und was haben sie gesagt?"

„Dasselbe was ihr sagt: Man soll den Leuten doch nit Unrecht tun."

Längst war der alte Hohlöfner aufgestanden. Keiner hatte es beachtet, daß er ging, keinem fiel es auf, daß er erst nach einer Weile wiederkam. Der Wirt hatte gerade die Lampe angebrannt, da war er hinausgegangen. Ihr Schein vermochte sich kaum noch durch den Tabaksrauch zu quälen, da kehrte er zurück und rieb sich die Hände.

Er hatte den Gesprächen eine Weile zugehört und war immer aufmerksamer geworden. Sein eigen Fleisch und Blut war ihm eine so frohe Offenbarung, daß der Mann sich jubelnd kopfüber in dankbare Fröhlichkeit stürzte. Aber fröhlich sein und nicht einen lustigen Streich machen?

Blitzartig dachte der Hohlöfner an seinen Sparstrumpf. Er lag wohl verwahrt im Bettstroh und wartete darauf, aus seinem Schlafe gerissen zu werden.

Flink wie ein junger Bursche war der Bauer auf seinem Hofe und sprang die Treppe hinauf. Heraus den Strumpf, in die Tasche damit und die Treppe hinab.

Dunnerlichting, drunten stand sein Weib und nahm in ihrer Breite die ganze Treppe ein.

„Nanu, Vater, was soll denn das heißen?"

„Das soll heißen, daß du mir wieder einmal kein Schnupftuch in die Tasche gesteckt hast."

Er schob sie beiseite. „Mach Platz, der Rudolf erzählt."

Draußen war er. Minna Korn aber stieg die Treppe hinauf; denn jetzt war sicher wieder die ganze Wäsche durcheinander gewühlt. Aber siehe da, kein Stückchen angerührt. Er herrschte eine Ordnung, die, wenn der Bauer wirklich über den Schrank gekommen, ganz unbegreiflich war. Und dort! Da war doch in dem Bett gewühlt?!

Minna Korn stieg die Treppe hinab und schüttelte den Kopf. Ob der Vater nicht wieder eine Dummheit vor hat? Laß ihn seine Dummheiten machen. So nur ist er wieder der Hohlöfner.

Heinrich Korn schritt im Dunkeln die Straße hinab, und der schwere Strumpf schlug ihm hart gegen das Bein. Es war alles vorbereitet für einen lustigen Streich. Auf dem Strumpfe stand, aus ausgeschnittenen großen Zeitungsbuchstaben zusammengesetzt und aufgeklebt: Fürs Heiratsgut.

Aber wie den Strumpf anbringen? Der Hohlöfner wußte es auch jetzt nicht, aber er wußte, daß er seinem Jungen danken mußte und vertraute seinem guten Stern.

Es war ein bitter kalter, stiller Winterabend. In den meisten Stuben waren die Fenster dick gefroren, obwohl das Feuer den ganzen Tag nicht ausging. Der und jener kam, dick eingemummelt, die Straße daher, zog die Schultern ein und hastete weiter. Keiner hielt den rasch dahinschreitenden Hohlöfner auf.

(Fortsetzung folgt).

Das Zeichen.

Historische Skizze von Max Grube.

Unheimliche Stille lastete bleischwer über dem sonst so lärmenden Moskau.

Menschenleer gähnten die langen Straßen, die riesigen Plätze. Der größte Teil der Einwohner war auf die Nachricht vom unaufhaltsam näher rückenden Feindesheer geflohen; nur hie und da sah man einige angstvoll und schweigend zu einer der fünfhundert Kirchen eilen, in deren Halbdunkel die Popen Tag und Nacht ihre eintönigen Gebete summten.

In einem langgestreckten, saalähnlichen Arbeitszimmer schritt der Generalgouverneur Graf Fjodor Wassiljewitsch Rostopschin rastlos auf und nieder; seine Gemahlin stand an einem der hohen Fenster und starrte auf die verödete Gasse hinab.

„Du glaubst wirklich nicht, daß Kutusow eine Entscheidungsschlacht wagen wird, unser heiliges Moskau zu retten?"

„Kutusow? Hat er überhaupt schon eine gewagt? Wie jubelten wir, als ihn der Zar an die Stelle dieses zaghaften Barclay setzte! Aber der Mann ist zu alt. Nichts als Rückzüge! Und das ist der große Türkensieger!"

„Sagte nicht kürzlich jemand, es wäre sein Plan, den Feind nur weiter zu locken, ihn von seinem Nachschub, von seinen Proviantkolonnen zu trennen?"

„Und deswegen gibt er Moskau preis? Moskau, das Herz Rußlands. Da, da liegen die letzten Depeschen. In Eilmärschen rückt dieser Theaterkönig, dieser Murat, heran. Vielleicht kann er morgen, kann er heute schon eindringen."

„Um Himmels willen! Sie werden plündern."

„Sie werden sich hüten! Begreifst du denn nicht? Hier findet Napoleon alles, Winterquartiere, reichgefüllte Magazine, einen festen Stützpunkt. Wer kann den Geier aus diesem Horste treiben? Ich wollte, ganz Moskau ginge in Flammen auf und er fände nur Ruinen. Mit eigenen Händen könnte ich die Brandfackel hineinwerfen! Ich könnte..."

„Fjodor", rief die Gräfin erschreckt, „das sind sündige Reden!"

Der Graf verstummte, er ging auf das Muttergottesbild in der Ecke zu, über dem ein kleines Lämpchen rot flimmerte, verneigte und bekreuzte sich, dann sank er schwer in einen Lehnsessel.

Eine Weile herrschte Stille im Saale.

„Und doch", begann er wieder mit dumpfer Stimme, „läßt mich der Gedanke nicht los und foltert mich unaufhörlich. Es wäre das letzte verzweifelte Rettungsmittel. Der Winter naht. Bedenke, was könnten Frost und Hunger wirken, wenn die Waffen nichts mehr vermögen?"

„Liebster, das sind ja Phantasiegebilde und nicht auszudenkend entsetzliche!"

„Ja, du hast recht", erwiderte der Graf, ruhiger geworden, „ich muß sie bekämpfen, es ist wahr, ich fiebere. Ich muß dieser Gedanken Herr werden." Seine hohe Gestalt straffte sich. „Ich will und ich werde es!"

„Hör doch! Was ist da für ein Lärm auf der Straße?"

Da stürzte der Adjutant, ein eleganter, junger Gardeoffizier, herein: „Fjodor Wassiljewitsch! Alles rennt dem Kreml zu. Seltsames soll sich dort begeben haben. Was? Ja, das weiß ich nicht. Sie sagen: nie Geschautes."

„Wollen sehen. Kommen Sie, Pjotr Ivanitsch!"

Die Troika sauste die Twerskaja hinab.

Auf dem Roten Platz, da, wo der Wunderbau des Wassiliblaschnoidomes seine dreizehn bunten Kuppeln zum Himmel reckte, staute sich die Menge und schaute zum Kreml empor. In der Tat war da etwas Merkwürdiges zu erblicken.

Ein mächtiger Raubvogel hatte sich in einer der vergoldeten Ketten verfangen, die den Mittelturm der Uspenskikirche, der dreimal heiligen Krönungskirche der Zaren, mit den vier Seitentürmchen verbinden. Wahrscheinlich hatte er auf eine Taube stoßen wollen und durch die Wucht des Niedersausens seine Fänge in den schmalen Spalt eines Kettengliedes getrieben, aus dem er sie nun nicht mehr befreien konnte.

Mit gewaltigen Flügelschlägen suchte das Tier los zu kommen. Vergebens! Lange mochte es schon so gerungen haben, jetzt erlahmte seine Kraft, ermattet brach es zusammen. Wie ein schwarzer Fetzen hing es an der goldenen Kette herab.

Dieser Verzweiflungskampf hatte etwas Schauriges. Schweigend war ihm die Menge gefolgt.

Da ertönte eine mächtige Stimme durch die Stille: „Es ist ein Zeichen. Auf die Knie! Betet!"

Der Archimandrit Kyrillon rief es, der eben aus der Kirche getreten war.

Und alles fiel nieder.

„Er meint es gut mit seinem Zeichen", murmelte der Adjutant, „aber der Aberglaube kann uns auch nicht retten."

„Es ist ein Zeichen!" herrschte ihn Rostopschin an. „Der Adler sinkt. Vorwärts!"

Die Troika raste wieder dem Palaste zu. Hinter ihr stob das Volk auseinander, denn schon rasselten die Trommeln, gellten die Hörner der eindringenden Vorhut Murats.

Bei Anbruch der Nacht zog der Franzosenkaiser in das Schloß der Zaren ein. Um zwei Uhr wurde er geweckt. Flammenschein leuchtete in die Fenster. Die Kaufhallen brannten. Die Truppen machten verzweifelte Löschversuche, da loderten in anderen Stadtteilen die Holzhäuser auf. Ein wütender Nordwind fachte das Feuer an, plötzlich sprang er nach Osten über.

Die ganze Stadt ein Flammenmeer! Es war nicht mehr einzudämmen. In wahnwitziger Angst flüchtete, was noch an Einwohnerschaft vorhanden war.

Eine rasche Kibitka entführte Rostopschin und die Seinen. Sein Werk erleuchtete noch viele Werste seinen Weg.

Aufregende Augenblicke in meiner Laufbahn

Von Charlie Chaplin.

Einen der aufregendsten Augenblicke meines Lebens hatte ich, als ich zum Zirkus gehen wollte. Ich war damals erst acht Jahre alt und einem Akrobaten in die Lehre gegeben. Ein nur zur Hälfte vollbrachter Luftsprung führte mich von der ursprünglich eingeschlagenen Laufbahn, die mich zum Clown machen sollte, zu der des Filmschauspielers. Wäre mir das kleine Kunststück damals gelungen, so würde ich heute aller Wahrscheinlichkeit nach Akrobat von Beruf sein. Ich sollte einen doppelten Salto ausführen, brachte aber den zweiten nur halb fertig und landete etwas unsanft auf dem Boden. Nein, danke, dachte ich, als ich mich etwas mitgenommen hochrappelte, aus dem Akrobaten wird nichts!

Damals war es üblich, daß eine Akrobatenfamilie ein Kind, meistens eine Waise, ganz zu sich nahm und es ausbildete. Die Püffe, die der Lehrling dabei einstecken mußte, waren oft hart genug, um ihm die Knochen zu brechen, doch er wurde bei Zeiten trainiert und daran gewöhnt. Mir wurde als erstes ein Kunststück gezeigt, bei dem ein Kind auf den Füßen des erwachsenen Akrobaten balanzierte, um dann in die Luft gestoßen zu werden. Natürlich wollte ich in jungenhaftem Ehrgeiz mitmachen. Der ganze äußere Erfolg war aber nur ein gebrochener Daumen, denn mein Akrobat schleuderte mich zu weit. So entschied ich mich statt für den Zirkus für die Pantomime. Filmbesucher kennen ja das Ende dieser Geschichte.

Ich werde nie vergessen, wie meine Vorliebe für Späße mich einmal in eine ganz anders geartete Aufregung stürzte. Als ich vor ein paar Jahren nach England kam, aß ich mit dem Dramatiker Edward Knoblock im „Ritz" zu Abend und ging dann mit ihm in seine Räume im „Albany". Dort nahmen wir noch ein paar Kleinigkeiten zu uns. Um zwölf Uhr herum begann ein Regen, der sich bald zum Gewitter entwickelte. Die Unterhaltung über allgemeine Dinge wurde allmählich schleppend und ging schließlich auf mich und den glänzenden Empfang über, den mir die Londoner am Morgen bereitet hatten. Knoblock erklärte, ich befände mich im Zenith meiner Laufbahn. Ich glaubte, ihm recht geben zu müssen, worauf mein alter Freund Tom Geraghty mit einem merkwürdigen Vorschlag kam. Er meinte, ich sollte sofort sterben, weil mein Leben nach einer derartigen Ovation keine Steigerung mehr erfahren könnte. Als Künstler sollte ich meine Laufbahn durch einen schönen Tod enden.

Alles war entsetzt. Ich aber mußte zugeben, daß der Gedanke etwas Verlockendes hatte. Vielleicht trugen die draußen leuchtenden Blitze zu meiner Stimmung bei.

Da folgte Knoblock einem plötzlichen Einfall und rief uns alle mit Ausnahme Geraghtys in eine Ecke. Er meinte, beim nächsten Blitz sollte ich Spaßes halber den zu Tode Getroffenen vortäuschen. „Schön", sagte ich, und wir trafen alle Vorbereitungen. Jeder erhielt in dieser Tragödie aus dem Stegreif seine Rolle zugeteilt. Wir trichterten dann dem guten Tom noch ein paar Glas ein und fingen an, vom Tode und verwandten Dingen zu sprechen. „Hört ihr", sagte einer, „wie der Wind dies alte Gemäuer schüttelt, wie die Fenster klirren; seht ihr, wie die Blitze geisterhaft auf den alten Wandbekleidungen und den Leuchtern widerscheinen?"

Jetzt drehte einer verstohlen die Lichter bis auf ein einziges aus. Tom merkte nichts davon. Die Stimmung war für unseren Scherz so günstig wie nur möglich, und ein paar unter uns wurden, obwohl sie doch eingeweiht waren, ein wenig bleich, als wir jetzt auf den nächsten Blitz warteten.

Da leuchtete es auf, ich sprang mit einem haarsträubenden Schrei hoch und fiel platt auf das Gesicht.

Meiner Ansicht nach spielte ich meine Rolle recht gut, und ich weiß nicht, ob nicht auch noch andere außer Tom einen blassen Schrecken bekamen. Geraghty selbst ließ sein Whiskyglas fallen und schrie: „Himmel, er ist wirklich gestorben!"

Seine Stimme war plötzlich ganz nüchtern. Doch anscheinend achtete keiner auf ihn. Alles stürzte auf mich und trug mich in das Schlafzimmer. Die Tür schloß sich vor des armen Tom Nase. Nun lief er aufgeregt auf und ab und wartete auf eine Nachricht von dort drinnen. Er trommelte mit den Fäusten gegen die Türe, doch niemand öffnete ihm.

Endlich kam Carl Robinson, mein Privatsekretär, mit todernster Miene aus dem Schlafzimmer. Tom stürzte sich auf ihn: „Um Himmelswillen, Carl, erzähle!" Robinson schob ihn zur Seite, als wollte er an den Fernsprecher gehen. „Ist er tot?" fragte Tom ängstlich. Mein Sekretär achtete nicht auf ihn. „Bitte, störe mich nicht!" sagte er nur. „Die Sache ist zu ernst." Dann bat er um Verbindung mit dem Amtsarzt. Das griff dem armen Geraghty derartig ans Herz, daß Knoblock kommen und ihn beruhigen mußte.

Die Komödie wurde in allen ihren Einzelheiten glänzend gespielt. Der arme Tom stand vollkommen niedergeschmettert da. Alle paar Augenblicke versuchte er, in das Schlafzimmer zu dringen. „Nein", hieß es dann, „In deinem augenblicklichen Zustande darfst du dich in keine so ernste Angelegenheit mischen." Dann wurde die Polizei gerufen. Ärzte erhielten die telephonische Weisung, in aller Eile zu kommen. Mit jedem Fernsprechruf steigerten sich die Leiden des armen Tom.

Dieser Scherz wurde so lange getrieben, bis wir darin eine geradezu künstlerische Vollendung erreicht hatten. Dann trat ich plötzlich in einem wallenden Laken und mit einem Kissenüberzug an jedem Arm als beflügelter Engel aus dem Schlafzimmer. Der Jokus war doch zu starker Tobak für unseren guten Tom gewesen, und selbst der lustige Abschluß konnte ihn nicht zum Lächeln bringen.

Lassen wir derartige Späße ganz außer Betracht, so gibt es doch auch in meiner täglichen Praxis in Hollywood aufregende Augenblicke genug. Ich würde mich unglücklich fühlen, verliefe dort alles ohne Zwischenfälle, denn dann wüßte ich, daß etwas nicht in Ordnung ist.

Eines Tages besuchte mich ein bekannter ausländischer Journalist während der Aufnahme. In der Pause bot ich ihm eine Tasse Tee an. Da wurde eine mir bekannte Dame angemeldet. Während ich ihr entgegen ging, stürzte der reichlich eitle Journalist in meinen Ankleideraum, um sich rasch über die Haare zu fahren. Das wäre beinahe der Anfang zu einer Tragödie geworden. Vor dem Spiegel lag ein weißer, aber — hm — nicht makellos sauberer Kamm. Ein Büschel Haare steckte zwischen seinen Zinken. Mein Journalist zog sie rasch heraus, warf sie auf den Boden und kämmte sich. Dann fiel ihm plötzlich ein, jemand könnte dieses Büschel Haare auf dem funkelnagelneuen Parkettboden sehen und entdecken, daß ein Unbefugter in meinen Ankleideraum eingedrungen war. Gleichzeitig kam ihm der Gedanke, die Haare hätten vielleicht eine Bedeutung. So hob er sie wieder auf und steckte sie in den Kamm.

In diesem Augenblick trat ich ein, um mich selbst ein wenig herzurichten. Ich zeigte auf das kleine schwarze Etwas im Kamm und sagte: „Sehen Sie das? Es ist mein berühmtes Schnurrbärtchen. Seit fünfzehn Jahren trage ich ein und dasselbe. Es stammt von einem Newyorker Theaterfriseur. Einen anderen Schnurrbart kann ich nicht brauchen, und den Figaro habe ich nie wieder finden können. Wenn das Ding einmal nicht mehr brauchbar sein sollte, werde ich in meinen Filmen glattrasiert auftreten müssen."

Ich sah meinen Besucher bleich werden. Doch erst geraume Zeit später vertraute er mir an, wie nahe ich daran gewesen war, mein kostbarstes Attribut zu verlieren.




Bunte Chronik

* **Die Insel des ersten Arztes.** Im Ägäischen Meer liegt die Insel Kos. Nur wenige Reisende verirren sich heute dahin. Die Insel, zusammen mit Rhodos, gehört Italien. Ihre Bedeutung ist heute minimal. 460 Jahre vor Christi ist hier der berühmte griechische Arzt Hippokrates geboren, den die Geschichte als den ersten Arzt der europäischen Menschheit rühmt. Im Oktober dieses Jahres soll in Rom ein medizinisch-historischer Kongreß stattfinden. Seine Teilnehmer werden eingeladen, auch die Insel Kos zu besuchen. Der unermüdliche Mussolini hat auch hier Ausgrabungen angeordnet. Eine der größten Sehenswürdigkeiten der Stadt Kos, die ein kleiner Flecken ist, ist der berühmte Platan des Hippokrates. Es wird behauptet, daß der berühmte Arzt unter diesem Platan gesessen und gelehrt hat. Unweit des Baumes befinden sich die Ruinen des Asklepios-Tempels, in dem sich die Hippokratische Schule befand. Die Lehre des ältesten Arztes ist eine sonderbare Mischung von Religion und rationeller Behandlung. Hippokrates selbst hielt sich an die empirische Methode der Krankheitsbehandlung. Er sammelte Material über Krankheiten und stellte Beobachtungen an, die auch vom Standpunkt der heutigen Medizin einen wissenschaftlichen Wert haben.

*

* **Eine unfreiwillige Vergnügungsreise.** Ein Optiker aus Cherbourg, der auf den klangvollen Namen Kranzenblum hört, hatte nur einen Wunsch — einmal eine Reise über den großen Teich zu machen. Vor einigen Tagen wurden sein Wunsch auf ganz unerwartete Weise erfüllt. Kranzenblum begleitete mehrere Freunde, die den Ozeandampfer „Leviathan" bestiegen, um sich nach Amerika zu begeben. In dem Augenblick, da das Signal ertönte, das alle Nichtreisende aufforderte, das Schiff zu verlassen, hatte der Optiker, der außerordentlich kurzsichtig ist, das Glück, die Brille zu verlieren. Er ging nicht zum Ausgang, sondern in verkehrte Richtung, und als er sah, daß er sich geirrt hatte, war es zu spät. Der Ozeandampfer hatte die Anker gelichtet und befand sich unterwegs. Kranzenblum blieb nichts anderes übrig, als an Bord zu bleiben. Als der Kapitän die Geschichte erfuhr, erbarmte er sich des Optikers und gab ihm Arbeit für die Zeit der Überfahrt. Es waren nämlich Reparaturen an optischen Instrumenten notwendig. So konnte Kranzenblum unverhofft die langersehnte Vergnügungsreise machen. Er schickte ein drahtloses Telegramm nach Cherbourg und bat seinen Nachbarn, sich seines Lieblingshundes anzunehmen. Kranzenblum ist nämlich unverheiratet, und sein Hund ist sein einziger Freund.

Lustige Rundschau



* **Noble Spende.** Fritzchen: Herr Lehrer, einen schönen Gruß von der Mutter: Darf sie Ihnen eine Gans schicken?" — Lehrer: „Jawohl, liebes Fritzchen! Ich lasse im voraus danken." — Nach einigen Tagen: Lehrer: „Nun, Fritzchen, was ist's mit der Gans?" — Fritzchen: „Da is nix, Herr Lehrer. Sie frißt jetzt wieder."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.